

Brüder im Geiste

I

Wie geplant verbrachten Adrian und Linda die folgenden Tage in New York, doch wunschlos glücklich konnten sie dabei nicht werden. An Linda zehrte das Heimweh, und Adrian nahmen die Gespräche auf »Blue Island« noch immer gefangen. So war jeder mit sich selbst beschäftigt, während sie – durch Häuserschluchten wandelnd – das Flair der Metropole zu atmen suchten. Trotz des merkwürdigen Schleiers, der über ihrer Gemeinsamkeit lag, hatten beide das untrügliche Gefühl, einen wesentlichen Schritt in ihrem Leben getan zu haben – einen Schritt, der sie noch inniger miteinander verband. Sie mussten das nicht in Worte fassen, sie spürten ganz einfach, dass es so war. Am Abend des dritten Tages brachte Adrian Linda zum Flieger nach Frankfurt. Vor dem Einchecken fiel sie ihm unvermittelt um den Hals.

»Ich bin so froh, dass unser Besuch bei meinen Eltern ein gutes Ende genommen hat.«

Wenig später startete die Maschine, und der geliebte Mensch entschwand – ein verglühender Punkt am nächtlichen Firmament.

Tags darauf – so gegen achtzehn Uhr – begab sich Adrian an Bord der *Utopia*, um die umwerfenden Eindrücke seines Amerika-Besuches auf einer beschaulichen Fahrt über den Atlantik zu verarbeiten. Nun könnte man meinen, die Trägerin eines solch exotischen Namens sei einer dieser alle Maßstäbe sprengenden Luxusliner gewesen. Doch weit gefehlt. Adrian hatte ganz anderes im Sinn als ausschweifendes Vergnügen und die Begegnung mit der spektakulären Schickeria. Die *Utopia* gehörte zu den Containerschiffen einer renommierten Atlantik-Line und beförderte Maschinen und schweres Gerät von New York nach Rotterdam. Reisezeit: etwa zehn Tage. Frachtschiffe dieser Art boten nicht selten Logis für zwei, drei oder auch mehr Passagiere.

Für Verpflegung und Komfort war bestens gesorgt und überdies auch für Ruhe und Ungestörtheit. Bisweilen nutzten Schriftsteller, Maler und Musiker, aber auch Wissenschaftler diese Gelegenheit, um kreative Impulse hervorzubringen – Gedanken und Gefühle, die in der Hektik des normalen Alltags zu ersticken drohten.

Der Kapitän – ein alter Seebär mit Pfeife und Schiffermütze – begrüßte Adrian an Bord und ließ es sich nicht nehmen, seinen Passagier persönlich zur Kajüte zu geleiten. Auf dem Weg dorthin erzählte er, dass die Besatzung aus nur dreizehn Mann bestünde, wobei jeder seine festen Aufgaben hätte. Der wichtigste – von ihm selbst einmal abgesehen – sei der Koch; mit dem müsse man sich gutstellen. Ansonsten gäbe es noch einen weiteren Passagier, der die Einsamkeit dieses Schiffes gesucht hätte, ein umgänglicher Mensch, Adrian werde ihm sicher bald begegnen. Vor der Kajütentür angelangt, beeilte sich der Kapitän, noch ein paar nützliche Empfehlungen loszuwerfen.

»Fühlen Sie sich wie zu Hause. Für Ihre Wünsche ist Mr. Lambert zuständig, er ist sozusagen mein erster Offizier und wird sich noch bei Ihnen melden. Sie können mich jederzeit auf der Brücke besuchen. Wenn ich dort nicht zu finden bin ... ich wohne eine Etage über Ihnen.« Er schaute auf die Uhr. »In drei Stunden laufen wir aus, ich hoffe, dass wir pünktlich sein werden. Wir sehen uns noch.«

Nach dieser sympathischen Einweisung ergriff Adrian Besitz von seinem neuen Zuhause, das eher einem kleinen Hotelzimmer glich. Es fehlte an nichts, und im Handumdrehen hatte er sich's gemütlich gemacht. Zu gemütlich, wie sich später herausstellen sollte, denn schon bald darauf war er erschöpft eingeschlafen. Die letzten Tage hatten seine Kräfte strapaziert, weit mehr, als er sich einzugestehen vermochte. Auf dem Schiff nun war der Moment gekommen, wo er ohne jede Rücksicht loslassen konnte, und prompt verlangte die Natur nach ihrem Recht. So war ihm das Auslaufen der »Utopia« völlig entgangen, und erst am nächsten Morgen – nach einer überlangen, traumlosen Nacht – wurde er durch den Koch geweckt, der sein Frühstück an den Mann bringen wollte. Gut gelaunt und wieder voll bei Kräften, unternahm er einen ersten Spaziergang an Deck: Wasser, soweit das Auge reichte, dazu eine frische Brise bei überwiegend ruhiger See. In nur geringer Entfernung sah er eine Gestalt, die, mit

dem Rücken gegen einen Container gelehnt, den Blick übers Meer schweifen ließ. »Das ist bestimmt der »weitere Passagier«, von dem gestern die Rede war«, kommentierte er halblaut seine Entdeckung. Ein Mann etwa in seinem Alter, von leicht untersetzter Statur, das dünne Haar flog im Wind. Adrian ging offenherzig auf ihn zu.

»Hallo, mein Name ist Adrian Falkenstein. Sie sind gewiss der zweite Passagier auf diesem einsamen Schiff.«

»Wenn Sie der erste sind ...«, erwiderte der Befragte in humorvollem Ton. »Ich bin Joseph Osborne, freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Ich störe hoffentlich nicht Ihre morgendliche Ruhe?«, versuchte Adrian ein Gespräch anzufangen.

»Keineswegs.«

»Wissen Sie schon, was Sie in den nächsten zehn Tagen machen werden ... so ganz ohne jede Gesellschaft?«

»Nun ja«, gab Osborne lächelnd zurück, »die Auswahl ist nicht eben groß. Ich kann schlafen oder aufs Meer schau'n, gelegentlich auch lesen.«

»Aber spätestens am dritten Tag wird diese eingeschränkte Auswahl langweilig.«

»Nicht, wenn der Geist in Bewegung bleibt und die ungewöhnliche Umgebung nutzt«, verteidigte Osborne sein Einsiedlerdasein. Und nach einer Weile fügte er hinzu:

»Ich hätte durchaus auch fliegen können. Aber als Unternehmer braucht man hin und wieder eine kreative Phase, und die stellt sich in dieser ungestörten Atmosphäre am leichtesten ein – finde ich jedenfalls.«

»Interessant«, sinnierte Adrian, »dann ist das wohl so eine Art ideenbildende Geschäftsreise für Sie?«

»Das wäre wohl ein wenig übertrieben«, zeigte sich Osborne amüsiert. »Ich bin kein Geschäftsmann im üblichen Sinne. Ich betreibe in Chicago ein Institut für sozialwissenschaftliche Forschungen und reise zur Eröffnung meiner europäischen Filiale nach Magdeburg in Ostdeutschland.«

»Nein«, reagierte Adrian geradezu euphorisch, »das ist doch nicht möglich. Nach Magdeburg. Das liegt ja direkt vor meiner Haustür. Aber nun interessiert mich brennend: Sind Sie – verzeihen Sie –

hauptsächlich Manager oder arbeiten Sie auch selbst als Wissenschaftler?»

»Ich bin beides in einer Person«, antwortete Osborne, als sei das die natürlichste Sache der Welt. »Aber ... warum das brennende Interesse? Was ist so ungewöhnlich an meinem Job?«

»Bestimmt haben Sie gehofft, auf dieser Reise Abstand von der Szene zu gewinnen«, antwortete Adrian fast schuld bewusst, »und nun ... es tut mir wirklich leid ... vor Ihnen steht ein Kollege.«

»Hab ich's doch geahnt. Warten Sie mal, Falkenstein ... natürlich ... die Sache mit der »Brücknerschen Regele. Ich wollte schon immer mit Ihnen Kontakt aufnehmen; bisher habe ich das einfach nicht geschafft. Und soll ich Ihnen etwas sagen, Ihre Veröffentlichung hat letztlich mit dem Ausschlag dafür gegeben, dass ich meine Filiale nach Ostdeutschland und nicht etwa nach Frankreich oder Italien gelegt habe.«

Jetzt war Adrian völlig aus dem Häuschen.

»Das ist ja unglaublich ... einfach phantastisch. Und wir beide treffen uns hier mitten auf dem Wasser. Das müssen wir feiern.«

»Was das Feiern anbelangt«, wehrte Osborne lachend ab, »da sehe ich in Magdeburg einiges auf mich zukommen ... ich lege also Wert darauf, nüchtern an Land zu gehen. – Aber nun mal ernsthaft, ich weiß noch immer nicht, was Sie veranlasst hat, auf diese ungewöhnliche Art zu reisen. Waren Sie dienstlich in den Staaten?«

»Nein, eine Privatreise. Eine reine Familienangelegenheit, wenn Sie so wollen. Meine Lebensgefährtin ist Amerikanerin; wir haben ihre Eltern besucht.«

»Und nun fahren Sie mutterseelenallein nach Europa zurück?«

»Es hat sich so ergeben. Meine Begleiterin musste schon vorgestern wegen eines dringenden Termins fliegen. Für mich aber war die Reise zu Wasser geplant. Es ist das erste Mal, dass ich den großen Teich auf einem Schiff überquere.«

Nach einer kleinen Pause hielt Adrian eine grundsätzliche Bemerkung für angebracht.

»Mr. Osborne, selbstverständlich respektiere ich Ihren Anspruch auf die Ungestörtheit dieser einzigartigen Atmosphäre, Sie würden mir aber eine große Freude machen, wenn Sie hin und wieder ein

kleines Stück Ihrer kreativen Einsamkeit opfern und mit mir plaudern würden. Ich stünde Ihnen jederzeit zur Verfügung.«

»Nein nein, Sie müssen mich nicht wie ein rohes Ei behandeln«, ermunterte Osborne seinen vorsichtigen Gesprächspartner. »Im Übrigen könnte es sein, dass ich Sie in Deutschland brauchen werde. Ich habe nicht die Absicht, mit meinem Institut staatlichen Universitäten den Rang abzulaufen, und bin dabei, ganz neue Wege zu beschreiten. Da wäre es zweifellos ein Gewinn, auf Ihren Rat und Ihre Unterstützung zählen zu können. – Also ... wir sehen uns nachher zum Mittagstisch in der Messe, da können wir in Ruhe überlegen, was wir mit dem Rest des Tages anstellen wollen.«

Adrian nahm die Einladung nur allzu gerne an. Man trennte sich in erwartungsvoller Stimmung, gespannt auf das, was die nächsten Stunden und Tage bringen würden.

II

Im Weiteren waren sich Adrian und Joseph Osborne schnell näher gekommen. Kein Tag verging, ohne dass die Männer mehrere Stunden miteinander verbrachten. Dabei beteuerten sie auf humorvolle Weise, sich die kreative Einsamkeit nicht beschneiden zu wollen. Doch gelte es, die in der Einsamkeit gewonnene Essenz in einem glücklichen Gespräch zu integrieren, um somit dem wahren Schöpfergeist auf die Sprünge zu helfen. Über derlei philosophische Sentenzen kamen sie meist schnell zur Sache, dunkel ahnend, dass das Schicksal sie in weitblickender Absicht zusammengeführt hatte.

In ersten Gesprächen war man bemüht, sich ein Bild voneinander zu machen. So erzählte Osborne, dass er ein ausgebildeter Schauspieler sei und auf beträchtliche Erfolge in seiner Jugend zurückblicken könne. Später hätte ihn eine gewaltige Erbschaft dazu verleitet, ein lasterhaftes, ausschweifendes Leben zu beginnen. Poker, Alkohol und Frauen – das schnelle Glück sei ihm zunehmend zu Kopfe gestiegen. Irgendwann habe ihn eine böse Krankheit befallen und gedrängt, seinem Leben ein Ende zu setzen. Wie durch ein Wunder sei er vor dem Schlimmsten bewahrt geblieben. Ein Geistlicher hätte sich damals seiner angenommen, so dass er den Weg ins Leben wieder hätte

finden können. Von ihm sei auch die Idee gewesen, das verbliebene Geld zusammenzunehmen und etwas Nützliches damit anzufangen. Diesen Rat befolgend, habe er in bereits fortgeschrittenem Alter noch ein Studium aufgenommen und schließlich sein Institut in Chicago gegründet.

○ Von Adrian nach seinen Ambitionen befragt, versuchte Osborne sich etwa folgendermaßen zu erklären. Um die wirtschaftliche Sicherheit seines Institutes gewährleisten zu können, käme er nicht umhin, mit beträchtlichen Summen gewinnbringend zu hantieren. Doch eben dies verursache ihm ständig ein schlechtes Gewissen, denn durch die spekulative Geldanlage würde er nachhaltig jene Verhältnisse in der Gesellschaft befestigen, denen er mit seiner Forschung entgegenzuwirken trachte. Die Vermehrung des Geldes durch dessen gewinnbringende Anlage, also durch die meistbietende Verleihung jener Mittel, die der wohlhabende Bürger zur Bedarfsbefriedigung nicht braucht – diese Verfahrensweise sei das asoziale Prinzip, welches dem Elend der Welt zugrunde liege, ohne dass die Menschen ein Unrechtsbewusstsein damit verbänden. Die tiefere Erkenntnis dieses Zusammenhangs sowie die Suche nach Alternativen gehöre zu den notwendigen Aufgaben einer modernen Sozialwissenschaft. Es gäbe viel zu wenig intelligente Analysen zur unsozialen Wirkungsweise des kapitalistischen Systems. Man müsse die kostbaren Lichtblicke bündeln, um schließlich aus der dunklen Sackgasse herauszufinden.

Nach diesen Eröffnungen Osbornes hielt es Adrian nicht länger, sich seinerseits zu offenbaren.

»Was Sie da sagen, ist für mich von größtem Interesse. Ich bin fest davon überzeugt: In dem gleichen Maße, wie sich etwa die Physik um die Grundlagen zukünftiger Informationssysteme kümmert, hätte sich die Sozialwissenschaft mit der Erforschung zukünftiger sozialer Organismen zu befassen. Bislang ist sie von einem solchen Selbstverständnis noch meilenweit entfernt.«

»Nicht so bescheiden, mein Lieber, immerhin haben Sie mit Ihren Forschungen bereits wesentliche Ansätze geliefert«, erlaubte sich Osborne zu widersprechen.

»Nun ja, dafür werde ich mitunter bestaunt wie ein Honigkuchenpferd, das ist aber leider auch schon alles. Praktische Anerkennung und wirkungsvolle Unterstützung? Fehlannonce! Dabei könnte die

Forschung in der Tat Entscheidendes zur Lösung der sozialen Frage beitragen. Grundsätzlich halte ich Ergebnisse für möglich, die noch in diesem Jahrhundert realisiert werden könnten. Nur – mit einem ruinierten Staat als Arbeitgeber für die Wissenschaft können wir die Welt nicht verändern.«

Soviel vorpreschender Optimismus verschlug Osborne fast die Sprache, so dass er sich veranlasst sah, seinen stürmischen Kollegen zu bremsen.

»Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie Ihre kühnen Ansichten etwas genauer erläutern könnten. Es ist mein erklärtes Anliegen, wirklich originelle, dem Zeitgeist verpflichtete Forschungsthemen aufzugreifen – Inhalte, deren qualifizierte Bearbeitung früher oder später auch einen messbaren Nutzen abzuwerfen vermag. Als privater Unternehmer muss ich mir aber gut überlegen, wofür ich mein Geld ausbebe.«

»Mein lieber Mr. Osborne, ich kann Ihnen gar nicht sagen wie sehr ich Sie um Ihre unabhängigen Forschungsmöglichkeiten beneide. Wissen Sie, was ich zunächst machen würde, wenn ich an Ihrer Stelle wäre?«

»Keine Ahnung.«

»Ich will versuchen, mich kurz zu fassen. Mit dem Untergang des real existierenden Sozialismus einerseits und der explodierenden Globalisierung andererseits ist eine völlig neue Situation entstanden. Um die Forschung in die Lage zu versetzen, auf diese Veränderungen angemessen reagieren zu können, scheint mir die Schaffung einer neuen sozialwissenschaftlichen Disziplin unumgänglich. Ein Vergleich mit dem naturwissenschaftlich-technischen Bereich liegt auf der Hand. Dabei denke ich an die Art und Weise, wie vor nicht allzu langer Zeit die rasante Entwicklung der Nachrichtenelektronik die Einführung der Informatik geradezu herausgefordert hat. Aber, um auf die Gesellschaft zurückzukommen, wer natürlich aus der neu entstandenen Situation keinen sozialen Nutzen zu ziehen wünscht, der braucht auch keine neue Disziplin.«

»Wie soll sie denn aussehen, Ihre neue Disziplin?«, hakte Osborne nüchtern nach. »Oder anders gefragt: Mit welchem Gegenstand hätte sie sich in erster Linie zu befassen?«

»Ist das wirklich Ihr Ernst?«, reagierte Adrian eher erstaunt. »Das hat mich bislang noch keiner gefragt; an dieser Stelle wechseln sie doch alle leicht genervt das Thema.«

»Ich will doch nicht hoffen, dass ich den Eindruck eines Scharlatans auf Sie gemacht habe.«

»Überlegen Sie sich's gut«, gab Adrian zu bedenken. »Wenn ich mich entschieße, Ihnen meine fundierten Vorstellungen zu unterbreiten, werden Sie mich so schnell nicht wieder los.«

»Falls Ihre Vorstellungen wirklich etwas taugen, würde Sie im Hinblick auf meine Person das gleiche Schicksal ereilen. Also ... worauf warten Sie noch?«

»Gut. – Natürlich kann ich die Dinge hier nur in großen Zügen skizzieren, aber wenn Sie Wert darauf legen, lässt sich das alles mit entsprechendem Material untermauern. Höchste Priorität hat für mich die Einführung einer umfassenden, gesetzmäßig begründeten Modellvorstellung, welche die Funktionsweise unserer modernen Gesellschaft lebensnah demonstriert und die Richtung für problem-lösende Entwicklungen vorgibt. Dieses Modell sollte den unbestechlichen Prüfstand bilden, auf den alle weiterführenden Ideen und Lösungsansätze letztlich gestellt werden müssen. Hier gibt es bereits einen beträchtlichen wissenschaftlichen Vorlauf, nur hat sich bislang noch keiner ernsthaft dafür interessiert.«

»Verstehe ich Sie recht? Wenn man die soziale Frage – in welcher Erscheinungsform auch immer – mit Hilfe Ihrer Modellvorstellung in Angriff nähme, dann käme man möglicherweise zu Ergebnissen, die ansonsten nur schwer oder gar nicht zu bekommen wären?«

»Genauso sehe ich das. Natürlich entbindet ein solches Modell die Wissenschaft nicht von der Pflicht, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Geradezu unglaublich ist, was da für Böcke abgeschossen werden. Meine Studenten pflege ich immer mit dem folgenden Bild zu erheitern: Ein Wissenschaftler kann die Zusammensetzung eines lebenswichtigen Serums erforschen, um damit die Therapie einer gefährlichen Krankheit zu ermöglichen; er kann aber auch das Sexualverhalten der gemeinen Stubenfliege in Abhängigkeit vom Erscheinen des Halleyschen Kometen unter die Lupe nehmen. Niemand wird behaupten können, dass der letztere Zusammenhang bereits hinreichend erforscht wäre – die Frage ist, ob die Gesellschaft

eine derartige Forschung überhaupt braucht. Die Sozialwissenschaftler vergleichen heutzutage mit Inbrunst die politischen Systeme Belgiens und der Niederlande, ohne auch nur eine einzige lebensnahe Gegenüberstellung von realsozialistischem und kapitalistischem System zustande gebracht zu haben.«

»Das war deutlich. – Nun haben wir also ein Modell ... fast schon eine neue Wissenschaft, und wie geht's damit weiter?«

»Nicht so stürmisch, mein Bester. ... Für eine realistische Beurteilung der sozialen Verhältnisse ist nicht nur ein lebensnahes Modell unverzichtbar, sondern auch die Einbeziehung bestimmter Phänomene, die bislang nur auf technischem oder medizinischem Felde ins Kalkül gezogen werden. Ein solches Phänomen wäre etwa der geschlossene Wirkungskreis, ohne dessen Berücksichtigung wesentliche Vorgänge in Politik und Gesellschaft nur ungenügend erfasst werden können.«

»Könnten Sie an einem Beispiel verdeutlichen, worauf Sie hinaus wollen?«

»Aber gewiss. Nehmen wir die Entstehung der rationalisierungsbedingten Arbeitslosigkeit. Hier liegen die Dinge etwa folgendermaßen: Der Wettbewerb zwingt die Unternehmen zur Steigerung der Arbeitsproduktivität und damit zum Einsatz von Automaten. Das führt über kurz oder lang zum Verlust von Arbeitsplätzen. Die im Arbeitsprozess verbliebenen Individuen verstärken nun zwangsläufig ihr Leistungsangebot – aus Angst, das Opfer zukünftiger Auswahlprozesse zu werden. Hinzu kommt das Durchschlagen des Rationalisierungsgewinns auf die Preisgestaltung des Marktes. Alles zusammen bedingt die Forcierung sämtlicher Produktions- und Dienstleistungsprozesse und lässt den Wettbewerbsdruck steigen. Das wiederum führt zu weiterer Automatisierung und weiterem Verlust von Arbeitsplätzen. Ein sich aufschaukelnder Prozess, dem nichts und niemand Einhalt zu gebieten vermag. In der Naturwissenschaft lässt sich der analoge Vorgang – also die Rückkopplung des Ausgangssignals auf den Eingang eines physikalischen Systems – exakt berechnen. Aber auch ohne diese Möglichkeit ist die Erkenntnis einer sozialen Rückkopplung von Bedeutung, wenn es darum geht, den Charakter gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse realistisch zu erfassen.«

Osborne, der die Ausführungen Adrians mit Spannung verfolgt hatte, blickte seinem Gesprächspartner staunend ins Gesicht.

»Wenn man Ihnen so zuhört, könnte man meinen, Sie seien einer naturwissenschaftlichen Fakultät entsprungen.«

»Nun ja, nicht ganz«, erwiderte Adrian erheitert. »Meiner ursprünglichen Ausbildung nach bin ich Informatiker – mit angeborenem Hang zu naturwissenschaftlichem Denken. Fähige Informatiker gibt es zur Genüge; Sozialwissenschaftler aber, welche die Boolesche Algebra verwenden und Rückkopplungen in der sozialen Entwicklung aufzuspüren suchen – solchen Exoten begegnet man nur selten.«

»Nur auf der *Utopia*«, fügte Osborne lachend hinzu, »auf halbem Wege zwischen Amerika und Europa.«

»Da mögen Sie recht haben, aber Spaß beiseite. Bemerkenswerterweise sind es gerade die unsozialen Entwicklungen, die vielfach einen solch geschlossenen Wirkungskreis erkennen lassen. Wir könnten tagelang darüber reden. Die Politiker müssen sich wirklich nicht wundern, wenn ihre einfachen Steuerbefehle nicht greifen – ein Tropfen auf den heißen Stein, dessen Temperatur von einem rückgekoppelten System in die Höhe getrieben wird. – Es wäre nun hochinteressant, zu untersuchen, unter welchen Bedingungen eine unsoziale Rückkopplung aufgebrochen werden kann bzw. inwiefern ein Aufbrechen überhaupt möglich ist. Auch das absehbare Ende der kapitalistischen Erfolgsentwicklung lässt sich mit mathematischen Überlegungen fassen – der Wahnsinn hat doch schließlich seine Grenzen. Man gelangte dann zu nüchternen Erkenntnissen, auf die man reagieren könnte, anstatt in hilflosem Zweckoptimismus zu versauern. – Der langen Rede kurzer Sinn: Da die neue Wissenschaft in erheblichem Maße mit derartigen Dingen zu tun hätte, würde ich sie ganz einfach *Social Cybernetics* nennen.«

»Fabelhaft«, rief Osborne begeistert, »Ihre Erläuterungen sind beeindruckend. Nur ... wie um Himmels willen wollen Sie mit Ihrer neuen Wissenschaft der sozialen Frage beikommen und der Menschheit wirklich weiterhelfen?«

»Sie gefallen mir, mein Lieber«, antwortete Adrian fast gerührt. »Eine seltene Genugtuung für mich, auf diese Weise gefordert zu werden. Wir haben ja noch ein paar Tage Zeit. Ich verspreche Ihnen, dass Sie in Rotterdam alles wissen, was ich hier an Bord so aus dem

Ärmel schütteln kann. – Für heute, denke ich, sollten wir's genug sein lassen.«

III

Sechs Tage waren sie nun schon auf See, und Adrian kannte alle Plätze und Winkel des Schiffes, die ihm zugänglich waren. Den Kapitän hatte er schon zweimal auf der Brücke besucht, um zu fachsimpeln und über Gott und die Welt zu schnacken. Eines Abends, Adrian war gerade dabei, sich auf Deck die Füße zu vertreten, ertönte von irgendwoher Musik, leise nur und lückenhaft – mitunter verschwanden die Klänge im Rauschen von Wind und Wellen –, doch zum Bug hin wurde die Wahrnehmung stärker. Kein Zweifel. Da spielte jemand Schifferklavier ... jetzt war auch eine tiefe, wohltönende Stimme zu hören. Als Adrian am Vordersteven anlangte – dort wo das Stampfen der Maschine völlig verschwindet –, staunte er nicht schlecht: Da saßen sie, die halbe Crew, und mittendrin der Kapitän. Das Schifferklavier spielte Mr. Lambert; der kultivierte Bariton aber ... gehörte Joseph Osborne. Gerade sang er einen jener herzerweichenden Shanties, so schaurig schön, dass den Jungs das Blut in den Adern zu gefrieren drohte. Als er geendet hatte, wurde der Neuankömmling mit Hallo begrüßt – offensichtlich war man bereits in bester Stimmung. Warum man ihn nicht geholt hätte, wollte Adrian wissen. Darauf der Kapitän, das Ganze wäre mitnichten geplant gewesen. Mr. Lambert würde des Öfteren abends spielen, meistens für sich allein; nur hin und wieder würde sich einer dazusetzen. Er sei zwar ein exzellenter Spieler, aber die übrige Besatzung ... allesamt miserable Sänger. Heute nun habe plötzlich der Koch auf der Brücke gestanden und verkündet: Der Osborne singt am Vordersteven ... unglaublich, das müsst ihr gehört haben. Und nun seien sie fast alle hier. Adrian schien hellauf begeistert. Ohne weiteres Aufsehen zu erregen, wollte er sich inmitten der Mannschaft niederlassen, doch das schien Joseph Osborne nicht recht zu gefallen.

»Nix ist, Mr. Falkenstein, Zuhörer haben wir schon genug. Es gibt nur zwei Möglichkeiten, entweder Sie singen mit mir, oder Sie müssen pfeifen, Kamm blasen oder irgendetwas Ähnliches machen.«

»Na ... da weiß ich doch was Besseres«, erwiderte Adrian mit verheißungsvoller Miene. »Wenn nur der Weg nicht so weit wäre. In einer Viertelstunde bin ich wieder da.«

Damit verschwand er und holte seine Geige. Als er wiederkam, war Osborne gerade dabei, das unvermeidliche »La Paloma« zu intonieren. Adrian stieg locker in die Begleitung ein und trat, wie von magischer Hand geschoben, spielend hinter einem Container hervor, der ihn eben noch verdeckt hatte. Den Männern blieb die Spucke weg. Das gab's doch gar nicht; so etwas hatten sie noch nicht erlebt. Und nun zeigte es sich unverkennbar: Mr. Lambert war nicht nur ein guter Spieler – seine Begleitung war so vorzüglich, dass sich Adrian und Osborne wie zwei Profis in einem bunten Nummernprogramm abwechseln konnten, was allen dreien mitsamt ihren Zuhörern einen Heidenspaß machte. Von Country Music über ungarische Zigeunermelodien bis hin zum argentinischen Tango reichte Adrians Palette, und Osborne sang einfach alles, was man von ihm verlangte – mit Leidenschaft und überzeugender Attitüde. Unauffällig hatte der Kapitän dafür gesorgt, dass niemand verdursten musste, und nach Eintritt der Dunkelheit erhöhte bengalische Beleuchtung den seltenen Reiz des maritimen Konzertes. In den Pausen, in welchen sich die Musikanter von ihren Auftritten erholten, spann der Koch ein beispielloses Seemannsgarn: haarsträubende Narreteien, über die man schallend lachte – noch nach Jahren vermochte Adrian sich daran zu erinnern. So verrann die Zeit. Am Ende bedauerte der Kapitän, dass das umwerfende Ereignis wohl kaum wiederholt werden könne, da schlechtes Wetter und schwere See im Anzug seien. Frohen Mutes, wengleich sichtlich erschöpft von der durchfeierten Nacht, trennte man sich im Morgengrauen. Seltsam – niemand war betrunken, es gab keinen Streit und nicht die leiseste Verstimmung. Dabei waren die Männer durchaus nicht von Pappe, und auch die derben Späße waren nicht zu kurz gekommen. Adrian hatte keinen Zweifel: Es war die Musik, die weithin darüber entschied, ob die Menschen ihre Würde behielten oder blindlings außer sich gerieten.

Es war bereits Nachmittag, als Osborne an Adrians Tür erschien und fragte, ob der Herr Konzertmeister schon ausgeschlafen hätte. Der Koch lege Wert darauf, dass die verspätete Mittagsmahlzeit nicht ganz ausfiele. Schnell war der Langschläfer auf den Beinen, und man

speiste gemeinsam in der Messe. Die Wetterprognose des Kapitäns hatte sich offenbar bestätigt, denn die Suppe schaukelte beängstigend auf ihrem Teller. Nach dem Essen unternahmen die Männer in wasserfester Kleidung einen kleinen Spaziergang auf Deck. Der Teufel war da draußen los und das eigene Wort kaum zu verstehen: haushohe Wellen, gepeitscht von fauchenden Böen, die Luft mit sprühendem Gischt geladen; die See schien mitunter ein Rachen, der alles zu verschlingen drohte.

»Na meine Herren Musikanten, da haben wir ja gestern noch mal Glück gehabt. Ich hoffe, Sie haben gut geschlafen, trotz der beschwerlichen Schaukelei.«

Unbemerkt war der Kapitän aufgetaucht, betuernd, dass die Wetteränderung keinen Einfluss auf seinen Zeitplan hätte. In drei Tagen würden sie Rotterdam anlaufen, aber bis dahin sähe man sich ja noch mehrfach. Und schon war er wieder verschwunden. Osborne machte ein bekümmertes Gesicht.

»Schade, Sie haben mir doch noch so viel zu erzählen.«

»Keine Sorge«, versuchte Adrian die Stimmung zu heben, »das kriegen wir schon hin. Das Wesentliche bekommen Sie doch ohnehin schwarz auf weiß. Aber geh'n wir erst mal ins Trockne.«

Während sie sich's in Osbornes Kajüte bei einem heißen Kaffee gemütlich machten, waren sie im Handumdrehen bei der Sache.

»Ich glaube«, so Adrian, »Ihre letzte Frage war, wie ich denn mit meiner sozialen Kybernetik den Problemen der Gesellschaft beikommen wolle.«

»Genau das will ich wissen.«

»Lassen Sie mich die Sache einmal so angehen. – Wichtig für die Entwicklung eines vernünftigen Lösungsansatzes ist die Art und Weise, wie die soziale Frage überhaupt gestellt wird. Um die richtige, weiterführende Frage herauszufinden, simulieren wir den gegenwärtigen sozialen Organismus mit unserem Modell, das heißt, wir betrachten Individuen mit einem egoistischen Arbeits- und Verhaltensantrieb, die sich im Rahmen der ihnen gemäßen Verhaltensform – der des kapitalistischen Wettbewerbs – bewegen. Die in diesem Organismus auch vorhandenen wenigen Individuen mit einem altruistischen Arbeitsantrieb werden durch den Wettbewerb glattweg verheizt. Sie können nur im Nachhinein die Übel des Wettbewerbs ein

wenig lindern, ihre Entstehung verhindern können sie nicht, womit die soziale Qualität des gesamten Organismus im Argen bleibt. Im Bemühen, das hausgemachte Übel der Gesellschaft zu beheben, unterliegen die Menschen – aufgrund fehlender Vorgaben einer lebensnahen Wissenschaft – einem folgenschweren Irrtum. Damit meine ich das hilflose Drehen an den abgebrochenen Hebeln des entgleisten Systems, oder anders gesagt, das aussichtslose Unterfangen, eine wirklich effektive Umverteilung zu realisieren. Egoisten, die sich nicht ändern wollen oder können, bilden zwangsläufig einen sozialen Organismus, dessen Qualität nicht angehoben werden kann. Wie immer man das System, sprich die Verhaltensform, auch verändert, die egoistischen Verhaltensantriebe bleiben und machen jede durchgreifende Qualifizierung des sozialen Organismus unterm Strich zunichte – der real existierende Sozialismus liefert den unumstößlichen Beweis. Diese offenkundige Gesetzmäßigkeit erlaube ich mir als *Einheit von Antrieb und Form* zu bezeichnen. Nur wenn Antrieb und Form gemeinsam in ausgewogener Weise angehoben werden (im Hinblick auf einen sittlich-moralischen Maßstab), lässt sich auch die Qualität des sozialen Organismus heben.«

»Nun bin ich aber wirklich gespannt, wie Sie das anstellen wollen.«

»Ein paar Minuten Geduld, und Sie werden sehen, dass es möglich ist. – Ich will versuchen, das nicht ganz leicht zu überschauende Kalkül an einem Bild zu erläutern: Die Gesellschaft (oder der soziale Organismus) gleicht einem Haus, dessen Bewohner den Schmutz viel schneller und effektiver entstehen lassen, als sie seiner Herr zu werden vermögen. Im Ergebnis müssen allesamt den Schmutz ertragen (sofern sie nicht darin ersticken!). Es hat keinen Zweck, den Bewohnern gute Ratschläge zwecks Lösung ihres Problems zu erteilen, da sie nicht lernen wollen oder können. Die wenigen aber, die dazu in der Lage wären, sind mit der Sauberhaltung des gesamten Hauses restlos überfordert und werden von der großen Mehrheit ob ihres weltfremden Anspruchs müde belächelt. Sofern nun aber die Wenigen auf einen kleinen Raum des Hauses zusammenrücken und diesen, ihren Fähigkeiten entsprechend, blitzsauber halten, sieht die Sache anders aus. Dann nämlich wäre bewiesen, dass die Sauberhaltung grundsätzlich gelingt, und die Mehrheit müsste dann für sich entscheiden, inwiefern sie weiterhin im Schmutz leben will.«

»Ein umwerfender Vergleich ... ich denke, da ist durchaus was dran. Aber nun mal konkret.«

»Wenn Sie dem Vergleich im Wesentlichen folgen können, ergibt sich die Realität von selbst. – Insofern von der egoistischen Mehrheit keinerlei Antriebsänderung zu erwarten ist, kann es vorerst nur darum gehen, der altruistischen Minderheit zu ermöglichen, sich eine eigene, ihrem Antrieb adäquate Verhaltensform zu schaffen, ohne dabei mit der egoistischen Mehrheit demokratisch zu kollidieren.«

»Keine schlechte Idee«, urteilte Osborne spontan, »aber in der Praxis ohne jede Bedeutung.«

»Nicht, wenn Sie den »Rekrutierungsbereich« für die altruistische Minderheit über den gesamten Globus ausdehnen und die Menschen dabei an ihren angestammten Wohnorten belassen«, verteidigte Adrian seine These.

»Darauf wäre ich nie gekommen. Sie sind also allen Ernstes der Meinung, man könne auf unserer Erde eine Gemeinschaft selbstloser Menschen formieren, die in der Lage wäre, sich auch ohne Wettbewerb in ausreichendem Maße zu versorgen?«

»Im Prinzip schon. Sie gehören doch auch nicht zu den armen Teufeln, die den ganzen Tag nur an sich selbst denken und durch Zuckerbrot und Peitsche zur Arbeit bewegt werden müssen. – Da wären wir immerhin schon zwei.«

»Das wird wohl nicht ganz reichen«, gab Osborne mit einem Anflug von Ironie zu bedenken, »aber machen Sie ruhig weiter. Ihre Ideen haben mich bereits so beeindruckt, dass ich nicht mehr davon loskomme.«

»Sie sehen also: Durch Modifikation eines sich allein auf die egoistische Mehrheit stützenden Staates kann eine Problemlösung niemals in Gang kommen, wohl aber durch die Schaffung eines geeigneten Marktes, der die gemeinnützig veranlagten Minderheiten auf globaler Ebene vernetzt. Nicht zuletzt auch in der Hoffnung, dass damit ein unumstößliches Exempel inmitten des egoistisch erstarrten Lagers statuiert wird.«

»Jetzt wird mir schon klarer, worauf Sie hinauswollen. – Eine umwerfende, Berge versetzende Vision.«

»Dabei sollte es aber nicht bleiben. Und damit sich in Zukunft etwas bewegt, brauchen wir zunächst eine geeignete wissenschaftliche Disziplin.«

»Social Cybernetics.«

»Ganz recht, darauf läuft es hinaus. Und diese Disziplin hätte die Aufgabe, einen abrechenbaren Beitrag zur Lösung der sozialen Frage zu leisten. Dabei ginge es vorerst um die wissenschaftlich fundierten Voraussetzungen für einen selbsttragenden gemeinnützigen Markt im globalen Rahmen. Damit meine ich im Prinzip etwas völlig anderes als den Nonprofit-Bereich der Amerikaner.«

»Sie bewerten aber die Bemühungen um diesen Bereich nicht negativ?«

»Ganz im Gegenteil. Ich halte ihn für eine sehr nützliche Einrichtung. Seinem Wirken sind aber von vornherein Grenzen gesetzt, da immer wieder versucht werden muss, den Staat zur Umverteilung von Steuergeldern zu bewegen, vom Einsammeln ins Gewicht fallender Spenden ganz zu schweigen. Ich plädiere für einen vom Staat völlig unabhängigen Lösungsansatz. Wenn es gelänge, einen sozialen Organismus auf die Beine zu stellen, in welchem die Menschen gar nicht erst versuchten, sich das Wasser gegenseitig abzugraben, dann bräuchten sie auch keine Wohlfahrt, die im Nachgang den angerichteten Schaden in Grenzen halten soll. – Ich bin mir sicher: Schon in wenigen Jahrzehnten werden die Menschen mit einem höheren Wirkungsgrad auf die soziale Frage Einfluss nehmen können als das heute der Fall ist. Dafür muss man aber etwas tun.«

»Ich fürchte, davon wird Sie nichts und niemand auf der Welt abhalten können.«

»Da mögen Sie recht haben. Natürlich dreht sich mit Blick auf das angedeutete Ziel noch viel mehr in meinem Kopf, aber damit möchte ich Sie vorerst nicht belasten. Wenn Sie in Magdeburg sind, lasse ich Ihnen zu allen Themen, die wir hier berührt haben, das entsprechende Material zukommen, in der Hoffnung, dass Sie damit etwas anfangen können.«

Osborne, von dieser überzeugenden Offerte mehr als angetan, ließ verlauten, dass er sich auf jeden Fall näher mit dem faszinierenden Stoff beschäftigen werde. Mit herzlicher Geste lud er Adrian nach

Magdeburg und für später nach Chicago ein. Es war der Beginn einer fruchtbaren, lebenslang währenden Freundschaft.

Viel zu schnell waren die letzten Tage vergangen. Das schwere Wetter hatte sich gelegt, doch die See war stürmisch geblieben und der Wind blies nasskalt ins Gesicht. Trotzdem hatten die Männer noch so manche Stunde an Deck verbracht, auch wenn ein ergiebiges Gespräch dort kaum mehr möglich schien. Nach zehntägiger Fahrt über den Atlantik erreichte die *Utopia* planmäßig den Hafen von Rotterdam. Gutgelaunt, wenngleich einem Anflug von Melancholie erlegen, war die Besatzung zur Verabschiedung ihrer Gäste an der Gangway erschienen. Solch seltene Vögel sah man nicht alle Tage, und die Seeleute hatten fast vertrauliche Beziehungen zu ihnen geknüpft.

»Falls Sie mal Ihren Flieger verpasst haben ... Sie sind uns jederzeit willkommen, auch ohne Voranmeldung«, scherzte der Kapitän. »Für Leute wie Sie findet sich immer ein Platz.«

»Aber nur, wenn Sie Ihre Geige dabei haben«, rief Mr. Lambert Adrian von der Brücke aus zu. Dann nahm er seine Harmonika und spielte ein paar Takte von »Muss i denn zum Städtele hinaus«. Die Arbeiter am Kai hielten inne und wunderten sich über den ungewöhnlichen Landgang der beiden Passagiere.

Auf Osborne warteten bereits zwei seiner Mitarbeiter, die ihn mit dem Wagen nach Magdeburg bringen sollten. Mit respektvoller Geste und einem Schuss Humor wurde Adrian bekanntgemacht.

»Das ist Professor Adrian Falkenstein, Sozialwissenschaftler seines Zeichens und ein Weltverbesserer ohnegleichen. Diesen Mann müsst ihr euch gut merken, er wird mit Sicherheit noch von sich reden machen.«

Nachdem die wichtigsten Neuigkeiten getauscht waren, stellte man Adrian die Frage, ob er nicht mitfahren wolle; Berlin läge doch fast am Wege. Nur allzu gerne nahm er an, und ab ging die Fahrt in heimische Gefilde. Unterwegs versprach Osborne, im Hinblick auf den diskutierten Stoff spätestens binnen Jahresfrist eine Entscheidung treffen zu wollen. Man schied mit herzlichem Händedruck und – jeder auf seine Weise – mit beträchtlichen Erwartungen.

In Berlin, so der erste, äußerliche Eindruck, war alles beim Alten. Doch des Lebens erfindungsreiche Bühne hatte sich gedreht. In weiter Ferne schien der Tod des verehrten Freundes, fast vergessen die Umstände, die den Aufbruch nach Übersee nahegelegt hatten. Gleichwohl ließ sich nur schwerlich übersehen, dass eben diese Umstände sich gewandelt hatten – zu Chancen und Gegebenheiten, welche Adrian vor Antritt seiner Reise als märchenhaft belächelt hätte. Grund zur Freude war das allemal. Doch – je stärker die mutmachenden Aussichten, desto mühsamer das weitere Wandeln auf den ausgetretenen Pfaden des Universitätslebens. Welten lagen zwischen den wissenschaftlichen Höhen, in die Adrian sich aufzuschwingen hoffte, und dem akademischen Trott, dessen akkurate Vollstreckung man täglich von ihm verlangte. Kein Wunder, dass die steile Karriere stockte, derweil das sichere Gefühl in ihm wuchs, dass seine Tage in der unerquicklichen Umgebung gezählt waren. – Nur allzu gern machte er von Joseph Osbornes Einladung Gebrauch, die neugegründete Institutsfiliale in Magdeburg zu besuchen, wann immer er Lust dazu hatte. Und in der Tat, der erfahrene Forscher konnte sich dort eine Reihe wertvoller Anregungen holen, ganz abgesehen davon, dass ihm die Mitarbeiter Osbornes von vornherein sympathisch waren. Osbornes Leuten ging es ähnlich, und so entstand schon bald ein produktives Miteinander, auf dessen Früchte man gespannt sein durfte.

2028 – ein Jahr nach der eindrucksvollen Atlantiküberquerung auf der *Utopia* – reiste Adrian nach Chicago, um Joseph Osborne in seiner angestammten Heimat zu besuchen. Die Freude war groß auf beiden Seiten, das Vertrauen spontan und ohne Grenzen wie bei ihrer ersten Begegnung auf dem Schiff. Osborne, der das überstellte Material gründlich geprüft hatte, hielt die Realisierung einer neuen wissenschaftlichen Disziplin, so wie sie Adrian als *Social Cybernetics* vorschlug, für möglich, und man beschloss, die Schaffung der praktischen Voraussetzungen in Angriff zu nehmen. Dazu entwarfen die beiden Enthusiasten einen verbindlichen Plan. Zunächst sollte das neue Arbeitsfeld in Magdeburg eingerichtet werden, da Mittel- und Osteuropa die besseren empirischen Voraussetzungen böten. Später

sollte Chicago folgen. – Am Rande dieser hochfliegenden Gemeinsamkeit, die ihre ganze Zeit und Kraft verschlang, ließ Osborne es sich nicht nehmen, dem hochgeschätzten Gast die laufenden Projekte seines Instituts vorzustellen. Die Auswahl der Probleme sowie der originelle Stil ihrer Bearbeitung fanden Adrians Respekt und Beifall. Geradezu begeistert aber war er von der Art und Weise des Umgangs, den Osborne mit seinen Mitarbeitern pflegte. Jeder einzelne war eine anerkannte Koryphäe – ohne das akademische Konkurrenzgebaren herkömmlicher Universitäten. Sie konnten einander fast blind vertrauen und mussten sich gegenseitig nichts beweisen. Leute von eben diesem Schlage suchte Adrian für seine ihm auf der Seele brennenden Forschungsgegenstände, wobei er sich irgendwie an Bruno Ansbachs Unternehmensberatung erinnert fühlte, deren zwischenmenschliche Verhältnisse ihn schon in jungen Jahren beeindruckt hatten. Natürlich wurde auch über einen möglichen Wechsel Adrians von der Universität an Osbornes Einrichtung gesprochen, doch suchte der begehrte Institutschef den enthusiastischen Bewerber zu bremsen.

»Ich weiß nicht, ob Ihnen wirklich klar ist, was Sie sich da einbrocken wollen. Wir besteigen zwar hin und wieder ein Flugzeug, und bislang ist bei uns auch noch keiner verhungert, aber im Grunde sind wir alle arme Schlucker, deren einziger Reichtum im Erfolg ihrer Arbeit besteht. Jedenfalls ... das Gehalt einer staatlichen Universität kann Ihnen hier keiner bieten, nicht mal die Hälfte davon könnten wir aufbringen. Sie sollten sich das reiflich überlegen, ehe Sie eine solche Karriere ernsthaft betreiben – der Rückweg scheint mir so gut wie verbaut.«

»Danke für Ihre Mühe, mich vor dem sozialen Abstieg zu bewahren«, erwiderte der Gewarnte mit ironischem Lächeln. »Aber im Grunde ist meine Entscheidung längst gefallen. Trotzdem werde ich Ihren Rat befolgen und die Sache nicht übers Knie brechen.«

Zutiefst befriedigt und voller Hoffnung flog Adrian nach Europa zurück. Jetzt mochte kommen, was da wollte: Die Route war abgesteckt, und über kurz oder lang würde man sie auch begehen können. Öfter als zuvor war er nun in Magdeburg zugegen, um die vorbereitenden Arbeiten persönlich zu begleiten. Es sollten aber noch Jahre vergehen, ehe die Dinge wirklich ins Rollen kamen.

2029 kam es nach einem weiteren Gespräch mit Osborne in Chicago zum zweiten Besuch Adrians auf »Blue Island«. Ein schneller Entschluss, da man den großen Teich bereits überquert hatte. Linda, die Adrian auf seiner Reise begleitete, freute sich riesig über das unerwartete Wiedersehen mit ihren Eltern, aber auch Adrian hatte sich keineswegs zu dieser Entscheidung zwingen müssen. In seiner Erinnerung war der letzte Besuch noch lebendig, und irgendetwas auf »Blue Island« zog ihn mächtig an.

Fast war alles wie beim ersten Mal: der freundliche Tom, Mr. Atwell mit seinem Helikopter und der herzliche Empfang durch Mark und Olivia. Ohne Förmlichkeiten kam man ins Gespräch, so natürlich und leicht, dass auch heiklere Themen behandelt werden konnten. Schließlich kannte man sich schon recht gut, und die gemeinsame Beziehung zur Musik – das war immer wieder spürbar – half über Gräben, die ansonsten nur mit Mühe zu überwinden gewesen wären. Doch trotz der unbeschwerten Atmosphäre stieß Adrian, der enthusiastisch über sein neuestes Vorhaben plauderte, wiederholt auf die zynische Skepsis seines Gastgebers, so dass Linda leichte Zweifel kamen im Hinblick auf die Vernunft ihres ungeplanten Besuches. Sie wusste, wie wichtig eine ungebrochene Motivation für Adrians Arbeit war. Die Begeisterung würde man ihm kaum nehmen können, doch wurden seine Kräfte unnötigerweise strapaziert. Die aber brauchte er dringend, da sich sein Einsatz zumeist am Rande derselben bewegte.

An einem der folgenden Abende waren mehrere mit den Reynolds befreundete hochkarätige Unternehmer zugegen, denen Mark irgendwann hatte versprechen müssen, den unwiderstehlichen Weltverbesserer »Made in Germany« einmal vorzustellen. Dieser würde – so die überwältigende Werbung des Hausherrn – seine Ansichten dermaßen perfekt vertreten, dass auch hartgesottene Amerikaner ihm einen gewissen Respekt nicht verweigern könnten. Natürlich hatte Mark zuvor mit einem Augenzwinkern bei Adrian angefragt, ob er Lust hätte, sich diesem Rudel ausnehmend netter Leute zu stellen. Der Befragte hatte nur freundlich gestöhnt:

»Auch damit werde ich noch fertig.«

Trotz gewisser Zweifel, die Adrian aus verständlichen Gründen hegte, wurde es eine rundum ersprießliche Begegnung. Alle waren blendend aufgelegt, und eine engagierte Diskussion, in welcher es des Öfteren hoch herging, sorgte für Kurzweil und gehobenes Vergnügen. Die Fülle der berührten Themen war gewaltig; sie reichte vom amerikanischen Bürgerkrieg, dem Schicksal der Indianer, der Rolle der Vereinigten Staaten im Zweiten Weltkrieg, der Verantwortung für den Kennedy-Mord, der Bedeutung des 11. Septembers, der Unverwüstlichkeit Hollywoods bis hin zum American way of life – der Härtesten für Adrian. Doch die akademisch gebildeten Gäste waren begeistert vom unerschöpflichen Wissen und dem bemerkenswerten Einfühlungsvermögen, das der Mann aus Europa an den Tag legte. Nicht ohne Kalkül ließ der umschwärmte Diskutant die hitzige Debatte zuweilen in der Frage gipfeln, ob individuelle Freiheit die letzte Bestimmung der menschlichen Spezies sein könne. Linda, die die Gäste ihres Vaters allesamt gut kannte, behielt den Verwegenen dabei scharf im Auge. Wenn sie bemerkte, dass man sich nicht scheute, ihn in die Zange zu nehmen, so dass das gelehrte Ping-Pong erlahmte, und wenn sie entdeckte, dass er in aufkeimendem Zorn sich anschickte, das große Geschütz in Stellung zu bringen, um die wohlplatzierten, aber zu kurz gegriffenen Pointen seiner Widersacher zu entzaubern, sprang sie ihm bei. Unter einem Vorwand zog sie ihren Helden kurzerhand aus der Affäre, ohne dass der an seiner Ehre Schaden nahm, aber auch ohne dass der klärende, schmerzzeugende Schuss abgefeuert werden konnte. So ging die Party friedlich zu Ende. Beim Abschied wurde dem Gastgeber freimütig versichert, dass er nicht zu viel versprochen hätte; Mr. Falkenstein sei ein echter Star, der geborene Präsident – sofern man von der Gewöhnungsbedürftigkeit seiner Ansichten einmal absähe. Der mit solch unerwarteten Ehren Überhäufte bedankte sich artig; er hätte bei dieser amüsanten Begegnung eine Menge gelernt. Grüße nach Europa und eine stattliche Anzahl Einladungen in alle Winkel Amerikas wurden ausgesprochen. Mark war mehr als zufrieden.

»Sehen Sie, mein Freund«, wandte er sich triumphierend Adrian zu, »nur so kann man's auf dieser Welt zu etwas bringen.«

Am nächsten Tag war man wieder unter sich im familiären Rahmen. Eigentlich hatten Adrian und Linda schon wieder abreisen wol-

len, doch Mark hatte sich gewehrt und eindringlich darum gebeten zu bleiben. Olivia hätte noch etwas auf dem Herzen, etwas sehr Persönliches, das man ihr nicht abschlagen könne. Als dann am Abend alle in trauter Runde beieinandersaßen, erzählte sie von der Komposition eines jungen Russen – Sergej Beljuschin –, die sie unlängst gehört hätte. Ein ergreifendes Klaviertrio, durch welches sie tagelang in eine schwer beschreibliche, aber irgendwie positive Stimmung versetzt worden wäre. Etwas Ungewöhnliches sei in ihr vorgegangen, für das sie bislang noch keine rechte Erklärung gefunden hätte. Nur eines sei sicher: der Wunsch, diese Musik bald wiederzuhören. Es sei sehr schwierig gewesen, das Notenmaterial zu beschaffen, da das offizielle Erscheinen der Komposition noch ausstünde. Mark hätte es dennoch möglich gemacht, wenngleich er nicht verraten wolle, auf welche Art und Weise. Ob Adrian und Linda wohl Lust hätten, gemeinsam mit Mark ...? Was für eine Frage; beide waren sofort Feuer und Flamme. Stundenlang probierten sie mit Hingabe die einzigartige Musik, und am Ende ergriff sie allesamt der gleiche Zauber, den Olivia beschrieben hatte. Die halbe Nacht philosophierten sie über Kunst im Allgemeinen und das Anliegen moderner Musik im Besonderen. Mark war im Vergleich zu vergangenen Tagen nicht wiederzuerkennen, was Adrian und Linda veranlasste, staunende Blicke zu tauschen.

Noch unter dem Eindruck des musikalischen Mysteriums stehend, flogen die Gäste zurück nach Europa.

VI

Im Jahr darauf ging für Adrian und Linda ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung; Robert, ihr erstes und einziges Kind, wurde geboren. Beide Eltern waren überglücklich. Linda fühlte sich in ihrer Mutterrolle außerordentlich wohl, während Adrians Wesen neue Seiten offenbarte: Seine Streitlust und rasche Erregbarkeit traten in den Hintergrund, während Geduld und belastbarer Gleichmut spürbar wuchsen. Mit der Geburt hatte sich der bürgerliche Alltag nachhaltig verändert; Sohn Robert bildete den Mittelpunkt des familiären Lebens, um den sich alles weitere drehte. Es war die typische Situation des reiferen Paares, das sein sehnlichst erwartetes Kind mit besonde-

rer Aufmerksamkeit und Sorge in Empfang nimmt. – Die glückliche Zeit genießend, reiste Adrian nur wenig, und die akademische Betriebsamkeit plätscherte gemächlich vor sich hin. Doch bei aller sichtbaren Ruhe saß er im Geiste auf dem Sprung – auf dem Sprung in eine neue, verheißungsvolle Welt. Dieser Zustand währte ungefähr ein Jahr, dann lief das Leben wieder in gewohnten Bahnen, all jene Verpflichtungen geltend machend, die bislang ausgesetzt worden waren.

2031 heiratete das sich seit Jahren liebende Paar. Für Linda ein aus der Tiefe ihrer Seele steigendes Verlangen, für Adrian keine leichte Entscheidung, eher eine soziale Pflicht, der er sich – schon aus Prinzip – zu stellen hatte. Linda war für ihn noch immer das große, unfassbare Abenteuer, und es gab keinen Zweifel: Seine Liebe zu ihr erschien durch das unsichere äußere Verhältnis in immer neuen Farben und Facetten. Es war wie bei einem Feuer, das, weitgehend ungeschützt, durch die stürmische Umgebung immerfort angeblasen wird. Linda hingegen litt im Stillen unter der Vorstellung, dass durch eben diese stürmische Umgebung die Flamme ihrer Liebe irgendwann auch ausgeblasen werden könnte. Das Wissen um diese quälende Sorge, ohne die Absicht, ihr zu begegnen, schien eines reifen Mannes nicht würdig und verlangte, einen Entschluss zu fassen. Dabei war Adrian klar, dass deutlich höhere Forderungen an ihn gestellt werden würden, wenn es darum ging, ihre Liebe in einem sicheren Verhältnis der Routine und dem Gleichmaß zu entreißen. Gewiss, sie würden älter werden, und das Feuer würde nicht mehr lodern wie in jungen Jahren, aber die Glut ihrer Zuneigung – die dürfte nie und nimmer verlöschen.

Linda hatte bereits eine Ehe in Amerika hinter sich, als Zwanzigjährige; die Verbindung war nach einem kurzen Martyrium zerbrochen. Sie wusste sehr gut, worauf sie sich – fünfzehn Jahre später – einließ. In einer Zeit, da die Menschen unter dem Druck der Verhältnisse das verbindliche Zusammenleben scheuten, hatte sie den Wunsch, ihre Lebensgemeinschaft auf eine tragfähige Basis zu stellen. Das aber hieß für sie nichts anderes, als ihren Bund vor Gott zu besiegeln. Adrian, wengleich weniger von einem solchen Bedürfnis beseelt, konnte das mit Blick auf den Geist des alten Brückner gut verstehen. Wie durch einen »Wink von oben« schien er ihm zuzure-

den, sich von Lindas sicherem Gefühl ganz einfach leiten zu lassen. – Über all diese Dinge hatten die Liebenden oft miteinander gesprochen. Mittlerweile wussten sie genau, was der eine vom anderen erwartete und weit wichtiger noch: was der eine dem anderen zu geben bereit war. In großer innerer Ruhe und mit einem selten-sicheren Glücksgefühl fand die Trauung statt – in einem abgeschiedenen Kirchlein am Rande von Berlin. Kein Pomp und großer Bahnhof; das war der erklärte Wunsch der Kandidaten, und ihre Lieben hatten – freilich nicht gänzlich ohne Kummer – diese Bitte respektiert. Nur die beiden Elternpaare waren zugegen und einige enge Freunde, die am Ende des feierlichen Rituals ein Streichquartett bildeten, welches einen Mozart-Satz intonierte, den Adrian und Linda besonders liebten. Mark und Olivia Reynold waren aus den Staaten eingeflogen und trafen das erste Mal mit Georg und Beate Falkenstein zusammen. Während sich Olivia und Beate schnell näher kamen – Deutsch war Olivias Muttersprache –, hatten es Mark und Georg trotz Lindas einfühlsamem Dolmetschen schwer, so dass sie über ein wohlwollendes Abtasten nicht hinaus kamen. Während der Trauung saß der kleine Robert abwechselnd auf dem Schoß seiner beiden Großmütter, die ihn besonders in ihr Herz geschlossen hatten. Wahrscheinlich war es die ungewöhnlichste Hochzeit des 21. Jahrhunderts.

Nach diesem eindrucksvollen Geschehen hatte sich am Verhältnis Adrians zu seinen Schwiegereltern eine nicht unbedeutende Kleinigkeit geändert. Während Linda mit Georg und Beate Falkenstein längst per Du war, hatte man auf der anderen Seite vornehme Zurückhaltung geübt. Das sollte sich in Zukunft ändern. Mit lebenswürdiger Geste – sein gebrochenes Deutsch bemühend – hatte Mark seinem Schwiegersohn die brüderliche Anrede nahegelegt, so dass sich das vielfach komplizierte Verhältnis der beiden Männer fortan in einer neuen Dimension bewegte.

VII

Man schrieb das Jahr 2035. In Magdeburg hatte Osbornes Institut mit Adrians kreativer Unterstützung ganze Arbeit geleistet, so dass die letzten Vorbereitungen für die Einführung von *Social Cybernetics*

auf Hochtouren liefen. Schließlich stand dem offiziellen Start nichts mehr im Wege und Osborne war nach Magdeburg gereist, um das lang ersehnte Kind höchst persönlich aus der Taufe zu heben. Interessenten aus aller Herren Länder waren zu dem feierlichen Akt erschienen – Fachleute und Laien, die sich von den neuen Forschungsmöglichkeiten mit eigenen Augen überzeugen wollten. In Deutschland selbst beherrschten noch immer Skepsis und Ressentiments die Szene; eine kleine Notiz in der lokalen Presse – mehr schien die Sache nicht wert. Doch das erschütterte die nimmermüden Pioniere wenig; eine Fülle lebensnaher, bislang unbeachteter Probleme lag vor ihnen und wartete nur darauf, in Angriff genommen zu werden.

Wenige Wochen nach dem richtungweisenden Ereignis gab Adrian seine Professur an der Berliner Humboldt-Universität auf und wurde Forscher und Lehrer am Osborne-Institut in Magdeburg. Gleichwohl wohnte die Familie weiter in Berlin. Linda, die ihren Job wieder aufgenommen hatte, nachdem der kleine Robert in die Schule gekommen war, schien vorerst an diesen Ort gebunden. Die Projektarbeit in einem Umweltunternehmen ermöglichte ihr eben jene Unabhängigkeit, die sie für die Erziehung ihres Sohnes brauchte, ganz abgesehen davon, dass dieser oft bei seinen Großeltern in Leipzig weilte. Natürlich hing der mittlerweile Achtjährige auch an Lindas Eltern und in der Schule wurde er darum beneidet, dass er Oma und Opa in Amerika hatte und diese gelegentlich auch dort besuchen durfte. – Adrians Arbeit brachte es mit sich, dass er des Öfteren dienstlich nach Chicago reiste, zu Konferenzen, oder um mit Osborne wichtige Entscheidungen abzustimmen. Bei dieser Gelegenheit leistete er sich gern eine Spritztour nach »Blue Island«, sofern Mark Reynold nicht gerade unterwegs war. Und diese angenehme Visite erfolgte natürlich immer mit dem Helikopter auf die gewohnte Art und Weise, so dass sich Osborne mitunter eine kleine Anspielung nicht verkneifen konnte.

»Ein derartiges Vergnügen könnte ich Ihnen natürlich niemals finanzieren. Aber ... halten Sie sich um Gottes willen Ihren Gönner warm, es gibt Situationen, da kann einem selbst der Teufel nützlich sein.«

Diese Art von Humor schmerzte den Adressaten dann doch ein wenig, wenngleich er wusste: Osborne war ein guter Mensch, der einfach nur sagte, was er dachte. In solchen Momenten wurde deutlich, in welchem ungeheuerlichem Spannungsfeld sich Adrian bewegte und welche Differenz die Pole, die es erzeugten, voneinander trennte. Mark Reynold war schließlich – nicht nur in Amerika – eine weithin beachtete Instanz, deren globale Aktivitäten die gebildete, an der sozialen Frage interessierte Welt mit Sorge verfolgte. Adrian und Osborne begriffen sich zweifelsfrei als Teil dieser Welt – und einer von beiden pflegte diese heiklen persönlichen Kontakte. Normalerweise wäre wohl das freundschaftliche Verhältnis der Männer an der Belastung durch eine solche Beziehung zerbrochen. Doch Adrian und Osborne verband ein außerordentliches Credo, und beide hatten das sichere Gefühl, dass ihr Verhältnis einer ebenso außerordentlichen Prüfung standhalten würde. So war Osborne über das unverbindliche Interesse Mark Reynolds an den Aufgaben und Ergebnissen von *Social Cybernetics* gut informiert. Es gab klare Absprachen darüber, wie weit dem mächtigsten Mann der Welt Einblick in die wissenschaftliche Arbeit gewährt werden konnte, ohne deren Nutzen zu gefährden. Eine Gratwanderung für Adrian, die seine volle Aufmerksamkeit erforderte. Osborne hingegen sah die Dinge eher gelassen.

»Er ist und bleibt ein Mensch, mit einem menschlichen – das heißt für uns unergründlichen – Schicksal. Wenn er Verständigung sucht, dann sollten wir sie ihm nicht verweigern. Gewinnen Sie unbeirrt sein Vertrauen, und bieten Sie ihm das Ihre. Und im Übrigen: Solange er unsere Arbeit belächelt und als intelligente Spinnerie abtut, wird er kaum versuchen, uns zu schaden. Anders lägen die Dinge, wenn er begänne, unsere Sache zu begreifen, so dass bereits die Aussicht auf den schwindenden Erfolg und die damit verbundene Angst sein Handeln bestimmten. Aber ehe es soweit kommt, müssen wir wohl erst einmal die eigene Klientel überzeugen – und davon sind wir zur Zeit noch meilenweit entfernt.«

Die tolerante Betrachtung erweiternd, überwand sich Adrian, zu gestehen:

»Für mich ist Mark Reynold immer wieder – bei allem Respekt vor dem familiären Verhältnis – eine rätselhafte Gestalt. Mitunter habe

ich den Eindruck, es lebten zwei Seelen in seiner Brust: eine, die versucht, die Welt nach ihrem Gusto zu formen, und eine andere, die bemüht ist, die eingeprägte Intelligenz der Schöpfung zu respektieren. Mit letzterem bejaht er eine Sinngebung, an deren Stiftung wir als Menschen keinen Anteil haben, deren Anerkennung unser Menschsein aber wesentlich bestimmt. Auf jeden Fall verfügt er über ein dramatischeres Innenleben als so mancher Wissenschaftler, der im Wolkenkuckucksheim vor sich hin definiert, ohne sich darum zu kümmern, wo die menschliche Gesellschaft herkommt und wo sie hinwill.«

»Da mögen Sie recht haben«, stimmte Osborne zu. »Der liebe Gott wandelt mitunter auf unerforschlichen Wegen.«